

einer halben Ewigkeit, rang sie sich ein abwägendes Zeitlupennicken ab, das sich anfühlte, als hege sie keine großen Hoffnungen.

»Eine letzte Chance, wenn Marie das Schuljahr wiederholt. Im Gegenzug versprechen *Sie* mir, dass Sie sich Hilfe holen, falls es nicht funktioniert.«

»Es wird funktionieren!« Camilla stand rasch auf. Sie brauchte frische Luft, dringend. Und dieses Zimmer würde sie hoffentlich nie wieder betreten. Ein letztes Mal das klebrige Schulleiterinnenlächeln, das sie vermutlich noch den ganzen Tag auf der Haut spüren würde.

»Glauben Sie mir«, antwortete Frau Dr. Eckart-Schmidt ernst. »Es gibt nichts, was ich mir mehr für Marie wünsche.«

»Wie bist du bloß auf die dämliche Idee gekommen, das Notenbuch *im* Schulgebäude zu verbrennen? Hätte es nicht auch eine Mülltonne im Park getan?«

Auf der gesamten zehnminütigen Fahrt hatte Camilla sich überlegt, wie sie anfangen sollte. Vielleicht war es für ihre mütterliche Autorität nicht gerade zielführend, es auf diese Weise zu versuchen, flapsig und mit der einzigen Art von Humor, zu dem sie imstande war.

Immerhin erfolgte eine Reaktion seitens ihrer Tochter, die bis dato mit angezogenen Knien auf dem Beifahrersitz gesessen und still aus dem Fenster geschaut hatte, sodass Camilla beinahe das Gewicht ihrer Gedanken spürte. Nun zuckte Maries Kopf herum, ihr Blick unter den Ponysträhnen war starr und herausfordernd, gewappnet für den unausweichlichen Streit.

»Die Schule ist Mist«, sagte sie und verzog den Mund, der seit einem Jahr nichts anderes tat. Als wäre die Pubertät ein Magnet, der alles, was vorher noch an der richtigen Stelle gewesen war, an den falschen Platz verschob.

»Trotzdem wirst du weiter hingehen.« Camilla atmete flach, konzentriert darauf, den Mini in die winzige Parklücke auf der Herzogstraße zu manövrieren. Ein Glückstreffer für Schwabinger Parkplatzverhältnisse, zumal sie sich direkt auf Höhe des gelben Jugendstilhauses befand, in dem sie wohnten. »Wir haben einen Deal mit deiner Schuldirektorin.«

»Du meinst, *du* hast einen.«

»Es reicht, Marie.«

Es rumste, doch Camilla achtete nicht weiter auf den silberfarbenen Mercedes, dessen Stoßstange sie touchiert hatte. Sie stellte den Motor aus, zog den Schlüssel ab und legte die Hände aufs Lenkrad.

Marie kniff die Augen zusammen. »Voll krass. Du hast gerade das Auto gerammt.«

»Und du hast Briefe unterschlagen und meine Unterschrift gefälscht. Davon abgesehen möchte ich wissen, was du an den dreiundvierzig Tagen getrieben hast, an denen ich dachte, du drückst die Schulbank. Dreiundvierzig Tage übrigens, die ich damit verbracht habe, für unseren Lebensunterhalt zu sorgen.« Sie wusste, dass sie Marie damit noch weiter von sich wegtrieb. Doch das Mädchen reizte sie bis aufs Blut, seit es sich in ein

hormongesteuertes Pulverfass verwandelt hatte, dessen Lunte von Tag zu Tag kürzer wurde.

Maries Schultern sanken herab, ein winziges Zeichen der Kapitulation. Leider erkannte Camilla zu spät, dass sie nur Anlauf nahm.

»Du willst doch gar nicht wissen, was ich gemacht hab, Camilla! Weil es dich einen Scheiß interessiert. Dich interessiert alles einen Scheiß, solange du es nicht in ein blödes Schraubglas stecken kannst!«, schrie Marie, das spitze Mausgesicht hochrot und ganz Christoph, der sich auch nie beherrschen konnte. »Lebensunterhalt, pah, dass ich nicht lache. Als ob Opa zulassen würde, dass wir uns um irgendwas sorgen müssten.«

Hektisch beugte sie sich zum Fußraum hinunter, raffte den Rucksack an sich, zusammen mit der geliebten schwarzen Lederjacke, ohne die kein Mädchen ihres Alters auskam, und stieß die Autotür auf.

Sprachlos sah Camilla ihrer Tochter hinterher, wie sie über die regennasse Straße rannte, ohne nach rechts oder links zu sehen. Eine Hupe ertönte, dann war sie Gott sei Dank auf der anderen Seite. Camilla schloss die Augen, als der Kleintransporter im Vorbeifahren eine Pfützenwasserfontäne gegen das Seitenfenster spritzte. Als sie die Augen wieder öffnete, schlüpfte Marie durch die Haustür.

»Toll gemacht«, murmelte Camilla, richtete den Rückspiegel aus und fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn, wo eine blonde Locke klebte. Sie verdiente die Auszeichnung Mutter des Jahres. Mit Schleifchen.

Grimmig zog sie den Zündschlüssel ab, fischte eine Visitenkarte aus der Mittelkonsole und stieg aus dem Wagen. Die Delle, die sie an der Stoßstange verursacht hatte, war kaum sichtbar, dennoch klemmte sie die Karte pflichtbewusst hinter den Scheibenwischer des Mercedes. Dann schulterte sie die Handtasche, ein weiches Ledertier, das plötzlich an ihren Rippen vibrierte. Vor lauter Marie-Stress hatte sie vergessen, ihr Handy auf laut zu stellen.

Sie musste nicht rangehen, um zu wissen, dass sie den Kunden der Hamburger Feinkostladenkette verloren hatten, so abrupt, wie sie die Telefonkonferenz beendet hatte. *Pechmarie-Tage* hatte Marie solche Tage früher genannt, bloß dass es diesmal nicht um abgeschnittene Puppenhaare oder eine verlorene Lieblingsmütze ging. Um den Auftrag hatte Camilla monatelang gekämpft, er wäre ein Meilenstein für Feinkost Monhof geworden, feinstes Olivenöl aus Kreta, ein Einkaufswert von dreihunderttausend Euro. Die passende Gelegenheit, Papa zu beweisen, dass sie gut in dem war, was sie tat, obwohl kein BWL-Diplom an ihrer Bürowand hing. Stattdessen hatte sie den Lorbeerkranz der schwarzen Zahlen gegen das Gebrüll einer Fünfzehnjährigen eingetauscht, die sie neuerdings beim Vornamen nannte. Camilla hätte gelacht, wäre es nicht zum Heulen gewesen – dennoch würde sie es immer wieder tun. Für Marie.

Im Hausflur roch es nach Dosenravioli, ein Geruch, der Camilla bewusst machte, dass sie heute nur ein eilig geschmiertes Butterbrot und viel zu viel Kaffee zu sich genommen hatte. Sie leerte den Postkasten, was eigentlich zu Maries täglichen Aufgaben gehörte –

normalerweise, nicht an Tagen wie diesen. Ihrer war der dritte von acht, Camillas Blick streifte ganz von selbst den Kasten daneben, weil der handgeschriebene Name frech aus der Reihe der einheitlich gedruckten Schilder tanzte.

*Tobias Leitner.*

Wer sonst! Sogar hier unten benahm er sich, als wäre er gerade in irgendeine x-beliebige Studentenbude gezogen.

Sie schüttelte den Kopf und erschrak, weil sich hinter ihr ein Schlüssel im Schloss drehte. Reflexartig trat sie beiseite, wobei ihr der *Wochenanzeiger* aus der Hand glitt. Resigniert ging sie in die Hocke, als über ihrem Scheitel Sonnenlicht und Gelächter ins Foyer fielen. Ein Mann und eine junge Frau stolperten zur Tür herein, als flüchteten sie vor einem Platzregen. Camilla sah auf, das Lächeln auf ihren Lippen gefror.

»Ah. Die Frau Nachbarin«, sagte er.

Seine blonde Begleitung, dünn und kaum älter als Mitte zwanzig, kicherte.

»Herr Leitner.« Camilla drückte die Zeitung an die Brust und die Knie durch, was sie auf Augenhöhe mit ihm brachte – obwohl sie relativ flache Pumps trug.

»War ein ziemlich schwungvolles Manöver vorhin.« Er deutete mit dem Daumen nach draußen und zwinkerte, als hätte er bei einem Klingelstreich Schmiere gestanden.

»Das ... war keine Absicht.« Camilla ärgerte sich, dass sie beschämt klang. Dieser Mensch war mit Sicherheit der Letzte, vor dem sie sich verteidigen wollte. Zumal es seltsam genug war, ihm jetzt so nah gegenüberzustehen, dem Grund, weshalb sie nachts kein Auge zutut ... und das bestimmt nicht, weil sie ihn attraktiv fand. *Gott bewahre!*

»Gehört der Mercedes etwa Ihnen?«

Natürlich eine rein rhetorische Frage, die sie mit erhobener Braue stellte. Ob sein Bart noch als Dreitagebart durchging? Wohl eher nicht. Und seit wie vielen Tagen und Nächten er wohl das ausgeleierte T-Shirt trug, das einen leicht modrigen Geruch verströmte – typisch für Klamotten, die man zu lange feucht gelagert hatte. Sie verzog das Gesicht, er tat das Gleiche, wenn auch wesentlich amüsiertes.

»Sehe ich aus wie jemand, der einen Kombi fährt?« Er tippte auf den Motorradhelm, den er unter dem Arm trug, Signal für das Mädchen, erneut zu kichern.

»Tooobi und Kombi, nee, is klar«, sagte sie gedehnt, hängte sich an *Toobis* Arm und musterte Camilla mitleidig.

»Schön, dass wir darüber geredet haben«, gab Camilla zurück und widerstand dem Impuls, ihren Nachbarn wegen der nächtlichen Partys anzupflaumen. Vom letzten Streitgespräch wegen der Mülltüten, die er tagelang im Hausflur deponiert hatte, klangen ihr noch heute die Ohren. Auf den Mund gefallen war der Herr Leitner jedenfalls nicht.

Betont sorgfältig schloss sie die Briefkastenklappe, unterdessen federte das Mädchen die Stufen hinauf, die Haare schwangen auf Taillehöhe. Kurzer Rock. *Sehr* kurzer Rock, dazu ein ausgesprochen fragwürdiger Männergeschmack. Camilla unterdrückte ein Schmunzeln und gab vor, in einer Baumarktbrochure zu blättern.

»Komm schon, ich hab Kohldampf.« Das Mädchen machte einen Schmollmund, der aussah wie der Zipfel eines rosa Luftballons. Der Nachbar nickte mit nachdenklichem

Blick auf Camillas Finger, die sich beflissen durch die Prospektseiten raschelten. Tomatenstauden, Gartenschere, Geranientöpfe. Zu ihrem Leidwesen machte er keinerlei Anstalten, *Röckchens* Aufforderung nachzukommen.

»Sie hat Hunger.« Camilla deutete mit dem Kinn nach oben, befriedigt über das winzige Zucken, das ihrer Bemerkung folgte, kaum sichtbar unter dem Bart.

Seine Schultern strafften sich. »Also dann. Wir sehen uns«, sagte er mit diesem spöttischen Lächeln, mit dem er über alles, was Camilla ärgerte, das Pflaster der Belanglosigkeit klebte. »Und grüßen Sie Marie von mir.«

Damit folgte er seiner Freundin in den zweiten Stock, polternd und zwei Stufen auf einmal nehmend.

Camilla schnaubte leise. O ja, zweifelsohne würden sie einander wiedersehen. Weil *Toobi* Tür an Tür mit Marie und ihr wohnte. Und Wand an Wand, was eindeutig das größte Übel von allem war.

Nach wie vor fand sie es gewöhnungsbedürftig, nach Hause zu kommen und mit dem Duft frisch gebrühten Kaffees empfangen zu werden. Marie hatte erst vor Kurzem angefangen, welchen zu trinken, mit viel Milch und Süßstoff. An die Spüle gelehnt löffelte sie den Kaffee wie Suppe, während sie Camilla mit diesem unbehaglichen Halblächeln entgensah, das alles überdeckte, was sie nicht aussprechen konnte. Camillas Sternebecher wartete unter dem Auslass des Kaffeevollautomaten, bis jemand den Knopf drückte.

So war es immer. Auf den Sturm folgte Stille mit der wortlosen Gefälligkeit, Maries Art, Missstimmungen ad acta zu legen, ohne sich entschuldigen zu müssen – und jedes Mal rührte Camilla die kleine Versöhnungsgeste, ob sie wollte oder nicht. Langsam zog sie die Strickjacke aus, hängte sie an den Garderobenhaken und schlüpfte aus den Pumps.

Hinter der Wand schepperte es, nicht ein Topfdeckel, sondern wahrscheinlich gleich mehrere, die auf Küchenfliesen fielen, lautes Gelächter folgte. Funkstille, dann rumste es erneut, wieder das schrille Mädchengekreische. Danach blieb es verdächtig still auf der anderen Seite.

Camilla verdrehte die Augen. Barfuß ging sie in die Küche, wo sie die Handtasche auf einen Stuhl stellte und an ihrer Tochter vorbei die Kaffeetaste drückte. Sie spürte Maries Nervosität wie elektrische Spannung, ohne den mageren Körper berühren zu müssen, der sich in einem Stadium befand, in dem er noch unentschlossen war, ob er die weichen Rundungen einer Frau wirklich haben wollte.

Mit dem Becher kehrte sie an den Tisch zurück, um die Tasche auszupacken, das Smartphone, die Unterlagen des Hamburger Kunden, den Terminkalender. Marie verlagerte das Gewicht von einem auf den anderen Fuß. In allen Farben besaß sie diese klobigen Sneakers, zog jedoch nur dieses eine Paar an, rosa mit lila Streifen. So unverzichtbar wie die Lederjacke, die sie selbst im Haus trug wie eine zweite Haut.

»Es gibt Salat mit Schafskäse«, sagte Camilla. Ihr Handy zeigte etliche verpasste Anrufe an, dazu drei Nachrichten. Zwei von ihrer Sekretärin Nora, eine von ihrem Vater.

»Aber ich will heute keinen Salat«, murrte Marie.

Das Telefon klingelte. Papas Foto erschien auf dem Display, darunter der Name, den sie in Großbuchstaben eingegeben hatte, warum auch immer. *PETER MONHOF*.

»Ich bin kein Restaurant, Marie.« Camilla überlegte, ob sie das Gespräch annehmen sollte. Sie schielte zu Marie hinüber, die das Smartphone in Camillas Hand förmlich hypnotisierte. Ihre schwarz umrandeten Augen waren dunkel, traurig. Und wütend – wütend waren sie auch.

»Stimmt. Ein Restaurant bist du wirklich nicht, Camilla«, konterte sie. »Aber du hättest eins haben können, wenn du nicht alles versaut hättest!«

Maries Becher knallte in die Spüle, Camilla atmete scharf ein, spürte die Zornesfalte in der Stirnmitte. Das Telefon läutete unbeirrt weiter, während Marie durch den Flur rannte. Kurz darauf schlug die Zimmertür hinter ihr zu, ebenso anklagend wie das, was sie gerade herausgeschrien hatte, das rote *Do-not-disturb*-Schild schwang hin und her. Die finale Kirsche auf der Torte ihres Protests.

Kopfschüttelnd wandte Camilla sich der Balkontür zu, stupste lustlos das grüne Display an.

»Hallo, Papa. Ich bin jetzt zu Hause und komme heute nicht mehr in die Firma, weil ich gleich noch etwas mit Marie klären muss«, sagte sie übergangslos in die Sprechmuschel. Ihr Blick glitt an den verdorrten Petunien im Balkonkasten vorbei zum Pflanzkübel in der Ecke. Wenigstens das Olivenbäumchen sah beruhigend gesund aus und trug sogar ein paar erbsengroße Früchte. »Die Maifeld-Unterlagen habe ich mitgenommen. Ich rufe den Einkaufsleiter gleich an, krieche zu Kreuze und tüte den Auftrag von hier aus ein. Tut mir leid, dass ich so kopflos aus der Besprechung ...«

»Luft holen«, unterbrach sie die Stimme am Telefon. Es war fast unheimlich, wie der sachlich-väterliche Ton sie gehorsam einatmen ließ. »Geht es Mariechen gut?«

»Du weißt, dass *gut gehen* bei ihr derzeit relativ ist«, antwortete sie spitz.

»Was hat sie angestellt?« Papa klang belustigt, das tat er immer, wenn es um *Mariechens* Eskapaden ging.

»Sie hat versucht, die Schule abzufackeln«, sagte sie in der stillen Hoffnung, dass er so etwas wie Unwillen über seine einzige Enkeltochter äußerte. Dass er nur ein Mal ihrer Meinung war.

Er lachte. Laut und dröhnend, sie musste den Hörer vom Ohr weghalten. »Das ist nicht witzig, Papa. Geschwänzt hat sie auch, sie wird von der Schule fliegen.«

»Sie ist fünfzehn.«

»Zu jung, um sich das Leben zu ruinieren«, schnappte sie und fühlte sich missverstanden. Schon wieder.

Jetzt schwieg er. Zeit für sie, sich auf sicheres Terrain zu begeben, eines, das nur halb so schlüpfrig war wie das Mutterparkett.

»Übrigens habe ich mir am Vormittag die Lieferantenliste und die betriebliche Auswertung des letzten Geschäftsjahres angesehen. Dabei ist mir aufgefallen ...« Sie räusperte sich für den heiklen Teil. Jenen Teil, den Peter Monhof garantiert nicht hören